

CHRIST IN DER GEGENWART

13

Erschöpfte Globalisierung

Die Zwangspause durch Corona sollte ein Anlass sein, sich neu auf das Eigene und das Nahe zu besinnen. → 135

Der Frühling ist nicht abgesagt

Trotz aller traurigen Nachrichten: Draußen ist „Springtime“. Und sie sollte auch im Innern stattfinden. → 135

Drei Schritte gegen die Trägheit

Obwohl wir genau wissen, was gut ist, machen wir es oft nicht. Doch dieses Laster lässt sich bearbeiten. → 137



72. JAHRGANG FREIBURG, 29. MÄRZ 2020

WWW.CHRIST-IN-DER-GEGENWART.DE

EINZELPREIS: 2,95 EURO 133

DER KOMMENTAR

Baustopp

Es ist noch kein Jahr her, da waren die Zeitungen und Bildschirme voll von Bildern einer brennenden Kathedrale. Notre-Dame in Paris stand in Flammen und wurde für manchen zum traurigen Symbol der ganzen Kirche. Eine Institution in kritischem Zustand und mit ungewisser Zukunft, die schnelle Hilfe braucht. Heute beherrscht das Corona-Virus die Schlagzeilen, Notre-Dame scheint vergessen. Aber vielleicht kann die Kathedrale auch weiterhin ein Zeichen für größere Entwicklungen sein. Denn wie die Kirche im Ganzen unter der Pandemie leidet, wenn Gottesdienste ausfallen, ist auch Notre-Dame sehr direkt von der Krise betroffen. Die Bauarbeiten sind zum Erliegen gekommen, zu groß ist die Gefahr, sich mit dem Virus anzustecken. Die einst so stolze Kathedrale bleibt auf absehbare Zeit eine Baustelle.

Der Baustopp kommt höchst ungelegen. Wie die „Badische Zeitung“ berichtet, sollte gerade das Metallgerüst auf dem Dach der Kathedrale demontiert werden. Die tonnenschwere Konstruktion lastet weiterhin auf dem Gewölbe und könnte noch immer alles zum Einsturz bringen. Dabei ist es noch nicht so lange her, dass Hunderte, oft selbst ernannte, Fachleute ganz genau wussten, wie Notre-Dame zu retten ist – und wie sie in Zukunft aussehen soll. Ihre Vorschläge klangen auch wieder verdächtig nach dem Richtungsstreit der Kirche im Großen. Während die einen keinen Stein auf dem anderen lassen und die alte Kathedrale mit immer ausgefalleneren Entwürfen ins 21. Jahrhundert bringen wollten, wünschten sich andere, Notre-Dame würde wieder exakt so aufgebaut wie sie jahrhundertlang gestanden hatte.

Jetzt macht Corona beiden Parteien einen Strich durch die Rechnung. Auch in der deutschen Kirche müssen viele Baustellen wohl erst mal ruhen. „Maria 2.0“-Demos und Gegendemos scheitern an der Ausgangsbeschränkung. Und ob die Versammlungen des „synodalen Wegs“ mit ihren Hunderten Teilnehmern auch als Video-Konferenz funktionieren, darf bezweifelt werden. Während die aufgeworfenen Fragen noch immer schwer auf der Kirche lasten, zwingt das Virus zu einer Verschnaufpause. Nicht alle allerdings – es gibt auch immer solche, die Krisen für sich nutzen wollen. Im Fall von Notre-Dame sind das Diebe, die Steine aus der Ruine stehlen. Die weltweite Kirche trägt andere Schäden davon, etwa wenn das Corona-Virus als Strafe Gottes gedeutet wird, wie es zuletzt der Churer Weihbischof Marian Eleganti versuchte. Oder wenn Bischöfe sich anmaßen, ihr Kirchenvolk während einer Epidemiewarnung huldvoll von der Sonntagspflicht zu entbinden. Das Baugelände in Paris wird jetzt rund um die Uhr überwacht. Genauso wichtig ist es aber, die innerkirchlichen Baustellen im Gedächtnis zu behalten. Damit ein starkes Fundament stehen bleibt, bis die Gefahr vorbei ist und der Bau weitergehen kann. CIG

Zwei Sätze am Grab

Ein Bestatter und das Johannesevangelium: Wie das Leben den Glauben füllt.

Von Andrea Riedl

Die ersten Klavier-Takte des Bach/Gounod'schen „Ave Maria“ tönen aus der Stereoanlage in der Friedhofskapelle. Mit einem schnellen, prüfenden Blick bedenkt der Mesner die kleine Gruppe der Ministrantinnen und Ministranten, ob sie denn auch alle das Zingulum, den Gürtel um das liturgische Gewand, richtig gebunden haben. Sie stellen sich hintereinander auf, ausgestattet mit Vortragekreuz und Weihwasserkessel. Und warten. Nicht so sehr darauf, dass der mit Blumen und schwarz-goldenen Schleifen geschmückte Sarg aus der Aufbahrungshalle Richtung Kapelle geschoben wird. Das ist das Normale, das Berechenbare, das, wofür alle hier sind.

Mehr aber und neugierig, immer auch leicht verunsichert, warten wir auf den Bestatter: ein etwas schwerfälliger, heiter-ironischer Mann, im Alltag meistens mit einer Pfeife im Mund und einer Kappe auf dem Kopf anzutreffen. Er kommt, kaut die letzten Bissen seiner Leberkäs-Semmel und murmelt

vor sich hin mit einem Akzent, den ich damals als junges Mädchen nicht recht einordnen konnte. Ob denn meine Mama da draußen sitze, unter den Trauergästen, will er wissen. Und ob wir dann, wenn er denn selbst einmal in diesem Sarg liegt, ebenfalls da sein werden.

Die Flügeltür wird von der Kapelle her geöffnet. Die Haltung des Bestatters ändert sich. Er steht aufrecht, salutiert vor dem Sarg und nickt anschließend uns, dem Pfarrer und seinen Assistentinnen und Assistenten, zu. Gemeinsam geleiten wir den Sarg zum Ehrenplatz in der Kapelle, den Verstorbenen zu den Seinen, die dort auf ihn warten, das Menschenkind in die himmlische Wohnung bei Gott. „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben“ – so Jesu Worte bei der Auferweckung des Lazarus im Johannesevangelium (11,25–26).

Zwei Sätze. Was für eine Zusage! Und was für eine Aufgabe! Als Ministrantin wartete ich bei jeder Beerdigung auf den Moment dieses biblischen Zuspruchs. Jedes Mal habe ich ihn als Erleichterung, ja als Befreiung empfunden, der beim Hinablassen des Sarges in die Erde zwar mehr Tränen

fließen, aber die Ahnung einer Hoffnung wachsen ließ, die unser Verstehen übersteigt. Als Erwachsene merke ich, dass damals und gerade dort jene Verankerung geschah, die mir heute diesen Halt gibt, wie man ihn sich kaum erlesen, ertheologisieren, erdenken, erweisen und schon gar nicht erfinden, wie man ihn vielleicht nur erbeten kann. Noch vor jeder Theologie, vor jedem „Glauben, der die Vernunft sucht“ steht eine Erfahrung, die Glauben mit Leben verbindet, ja mit Leben füllt. Das gilt für die Anfänge der Kirche genauso wie für heutige Glaubensbiografien, für die Gemeinschaft genauso wie für den einzelnen Menschen. In manchen Erfahrungen spielen Personen wie der Bestatter meines Heimatortes eine Rolle, weil sie den Alltag in die Krise hereinholen, weil sie der Krise letztlich mit Respekt und Aufrichtigkeit begegnen und weil sie dort zuverlässig zu erden vermögen, wo man ausgesetzt und verwundbar ist.

Ich war da – unter den Trauergästen, als man den Bestatter im blumengeschmückten Sarg an den Ehrenplatz in der Friedhofskapelle geleitete. Und es war wohl das erste Mal in meinem Leben, dass ich voller Überzeugung salutierte. ←



Fotos: privat



Und dennoch verbunden ...

Seelsorge lebt von Nähe. Wie aber geht das in Zeiten, in denen Menschen Abstand voneinander halten müssen, um das Corona-Virus nicht weiterzutragen? Viele probieren jetzt neue Formen von Gemeinschaft und Verbundenheit aus. In Palmbach-Stupferich bei Karlsruhe hat Pfarrerin Anne Helene Kratzert Gebete zum Mitnehmen aufgehängt. Auf einer Tafel in der Kirche können Menschen ihre Gedanken mitteilen. → 138

CHRISTLICHES ZEITGESCHEHEN

Priester, die sich opferten – und einsames Sterben

In Italien sind bereits mehr als fünfzig Priester an dem Corona-Virus gestorben. Sie haben sich angesteckt, weil sie den Gläubigen – vor allem den Kranken – in dem durch die Seuche besonders hart geprüften Land geistlich beistehen wollten trotz der Gefahr für das eigene Leben. Auch jüngere Seelsorger sind unter den Opfern.

Ein Krankenhaus-Seelsorger im besonders schwer getroffenen Bergamo mit extrem vielen Corona-Toten, der 84-jährige Kapuzinerpater Aquilino Apassiti, schilderte in Telefoninterviews die dramatische Lage in der Region Lombardei: „Die Menschen sterben allein, ohne dass jemand kommen kann, um Abschied zu nehmen.“ Er habe den Zweiten Weltkrieg miterlebt. Bei einem Einsatz im Amazonasgebiet habe er sich mit Lepra und Malaria auseinandersetzen müssen, „aber ich habe noch nie solch schockierende Szenen erlebt wie jetzt“, so der Priester. In der Klinik könne er nur mit Schutzmaske arbeiten. Das sei für ihn eine große Einschränkung, weil er den Patienten „nicht mal ein Lächeln“ schenken könne. Mehr als einige kurze trostspendende Worte seien wegen der strikten Schutzvorschriften meist nicht möglich.

Besonders schmerze ihn, erzählt Apassiti, dass die Angehörigen keine Möglichkeit hätten, ihre Toten von Angesicht zu Angesicht zu betrauern. Er versuche dann, die Familien mit dem Smartphone zu kontaktieren, um gemeinsam mit ihnen ein Gebet zu sprechen. Zu einer Witwe habe er am Telefon gesagt: „Ich stehe hier am Sarg Ihres Mannes, wir beten nun zu Gott, und der Herr wird Sie in Ihrem Schmerz trösten.“ Dann seien er und die Frau in Tränen ausgebrochen.

Segen per Luftprozession

Der weißrussische Metropolit Pawel von Minsk hat von einem Hubschrauber aus mit einer Muttergottes-Ikone die Hauptstadt gesegnet und mit Weihwasser besprengt. Die „Luftprozession“ solle helfen, „damit der Allmächtige unser Land und das fromme weißrussische Volk vor der verhängnisvollen Epidemie schützt“, so der orthodoxe Kirchenführer.

In der Slowakei überflog der Generalvikar des Bistums Nitra, Peter Brodek, in einem Kleinflugzeug das Land mit einer sonst im Wallfahrtsort Hronsky Benadik aufbewahrten Reliquie. Dabei segnete er „die gesamte Slowakei“ und insbesondere „die Kranken, Ärzte, Sanitäter, Soldaten und Polizisten, um die Coronavirus-Epidemie und alle damit verbundenen Schwierigkeiten abzuwenden“, wie es hieß. Bei der Reliquie handelt es sich um ein Stück angeblich vom Schweißstuch der Heiligen Veronika. Mit diesem Überbleibsel wurden seit Jahrhunderten in Zeiten besonderer Not wie Pestepidemien und Überschwemmungen Land und Leute gesegnet.

Ostern im Zeichen von Corona: Kommunion zum Mitnehmen

Für viele Christen ist es schmerzhaft, dass sie wegen Corona ausgerechnet zum christlichen Hochfest der Auferstehung Christi auf die Feier der Eucharistie und die Kommunion verzichten müssen. Gibt es eine Alternative? Der Innsbrucker Theologe Jozef Niewiadomski schlägt vor, sich an der „Tradition der Kommunion für und mit den Kranken“ zu orientieren. Familienmitglieder könnten die Gaben der Eucharistie für die Angehörigen in der Kirche abholen und die Kommunion im kleinen Kreis zuhause empfangen in einer kleinen Feier mit Gebet und Liedern. Hauskirche also, wie es in der Frühzeit des Christentums üblich war. Die jetzige Situation sei auch eine Chance, über „neue Modelle kirchlich-sakramentaler Präsenz“ nachzudenken. Gottesdienstübertragungen im Fernsehen oder Internet sind für den Theologen auf Dauer keine Lösung, weil sie kein Ersatz für die körperliche Anwesenheit der Gläubigen beim eucharistischen Mahl seien: „Die Dimension der Sakramentalität verlangt das Essen des eucharistischen Brotes.“

Auch anderswo werden Alternativen erprobt. Der Bonner Stadtdechant Wolfgang Picken bietet zum Beispiel an, dass Gläubige als Einzelne vor dem Altar die

Kommunion empfangen können, mit dem notwendigen Sicherheitsabstand zu anderen Gläubigen. Zu dem Schritt habe man sich entschieden, weil Gemeindemitglieder eine „seelische Notlage“ empfinden, wenn sie länger auf die Kommunion verzichten müssten. „Die Besucher waren tief bewegt, zum Teil standen ihnen die Tränen in den Augen.“ Auch für die Seelsorger waren es „sehr bewegende Momente“.

Inzwischen gehen immer mehr Priester dazu über, für sich allein den Gottesdienst zu feiern und andere etwa übers Internet daran teilhaben zu lassen. Diese als „Geistermesse“ bezeichnete Praxis wurde von Liturgiewissenschaftlern kritisiert, weil da eine klerikale Gewohnheit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil wiederbelebt werde. Das widerspreche aber dem Communio-Gedanken und Auftrag Jesu: Wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, ist er mitten unter ihnen. Der Wiener Kirchenrechtler Andreas Kowatsch meint allerdings: „Auch die allein durch den Priester gefeierte Eucharistie ist eine Feier Christi und der ganzen Kirche. Sie geschieht in Gemeinschaft mit der konkreten Ortskirche und ihrem Bischof ebenso wie mit der Universalkirche mit dem Papst als Hirten.“

Pandemie-Solidarität auf kommunistisch

Hoch lebe die internationale Solidarität? Diesmal auf kommunistisch. China, das den Höhepunkt der Corona-Infektionen anscheinend überwunden hat, hilft Lateinamerika mit Schnelltests auf das Virus. Chinesische Firmen sind angeblich in der Lage, 400.000 dieser Tests an einem Tag herzustellen und zügig zu liefern. Damit versorgt wird unter anderem das arme Bolivien.

Auch das brasilianische Gesundheitsministerium teilte mit, auf China zu setzen und dort Millionen Schnelltests einzukaufen. Das Geschäft entbehrt nicht einer gewissen Ironie des Schicksals. Denn der Präsidentensohn Eduardo Bolsonaro hatte neulich einen diplomatischen Streit mit der chinesischen Botschaft in Brasilia angefangen, indem er Peking für die Pandemie verantwortlich machte. Daraufhin hatten Demonstranten vor dem Gebäude Protestplakate gegen China angebracht, was die Diplomaten erzürnte. Von den Hilfsorganisationen des momentan mit sich selbst beschäftigten Nordamerika und Europa ist

in der aktuellen Corona-Krise in Lateinamerika derweil weniger zu hören.

Die Kommunistische Partei Kubas wiederum hat fünfzig Ärzte und Krankenpfleger nach Italien geschickt. Das Regime nutzt das öffentlichkeitswirksam, um für sich und das eigene, zum Teil gute, Gesundheitssystem in Havanna zu werben. Inszeniert wurde die Entsendung der Delegation mit einer Fahnenübergabe in der Hauptstadt und einem Auftritt in Arztkiteln bei der Ankunft auf dem Flughafen in Italien. Im Gegensatz zu den Nichtregierungsorganisationen mit vielen freiwilligen Helfern lässt sich Kuba seine Solidarität vom Gastgeberland in der Regel mit Devisen oder Sachleistungen bezahlen.

Doch die Strategie der Kubaner geht auf, heißt es. Nahezu alle internationalen Medien berichten über die Solidaritätsaktion aus Havanna. Die kubanische Opposition hingegen klagt über Personalmangel und fehlende medizinische Ausstattung in vielen kubanischen Krankenhäusern.

Aus dem Ministeramt ins Arbeitslager

Weil sie umgerechnet 368.000 Euro vertunt hatten, ist der ehemalige Gesundheitsminister des Kongo, Oly Ilunga Kalenga, zusammen mit seinem Finanzberater zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Das Geld war eigentlich für Medikamente zur Ebola-Bekämpfung im Nordosten des afrikanischen Landes vorgesehen. Ilunga wurde im August ver-

haftet und behauptete zunächst, nichts vom Verschwinden des Geldes gewusst zu haben.

Während der dreijährigen Amtszeit des früheren Arztes brach im Kongo eine der schwersten Ebola-Epidemien der Geschichte aus. Bis Mitte März zählte die Weltgesundheitsorganisation 2264 Opfer dieser tödlichen Infektionskrankheit.

Ein Zen-Meister auf der Suche nach Gott

„Wir können im Jahr 2000 mit einem ganz anderen Weltbild unmöglich so von Gott reden, wie das bis ins 19. Jahrhundert noch geschah.“ Dieser Satz, den der Benediktinerpater Willigis Jäger vor zwanzig Jahren in CHRIST IN DER GEGENWART schrieb, gilt heute noch wie damals. Jäger war zeit seines Lebens auf der Suche nach neuen Wegen, von Gott zu sprechen und seine Gegenwart erfahrbar zu machen. Er fand sie im Buddhismus und ließ sich in Japan zwölf Jahre lang zum Zen-Meister ausbilden. 2004 eröffnete er in Holzkirchen im Landkreis Würzburg das Tagungszentrum „Benediktushof“ als überkonfessionelles „Zentrum für spirituelle Wege“ und Begegnungsstätte für alle Suchenden. Hier verband er intensive Körperarbeit und Meditationsübungen mit Gebet und Mystik.

Mit dieser Offenheit erregte Jäger auch Widerspruch. Im CIG legte er seine Sicht in einem Artikel dar und eröffnete damit eine breite, weiterführende Debatte mit vielen Facetten zu Zen und christlicher Kontemplation (vgl. die Beiträge in den CIG-Ausgaben Nr. 19, 20, 30 und 38 aus dem Jahr 2000). Die vatikanische Glaubenskongregation warf Jäger allerdings unzulässige Verkürzungen des Gottes- und Glaubensverständnisses vor. 2002 wurde der Ordensmann mit einem Rede- und Schreibverbot belegt, das er schon nach kurzem „aus Gewissensgründen“ brach. Es folgte eine Beurteilung aus der Klostergemeinschaft von Münsterschwarzach. Jäger blieb jedoch Mitglied der Benediktiner, beheimatet in seiner Kirche. „Mir geht es nicht um eine Vermischung der Religionen“, stellte er in einem Interview mit „Publik-Forum“ klar. „Man wird dem Selbstverständnis der Religionen nicht gerecht, wenn man sich die Elemente zusammensucht, die einem passen. Ich bin Christ und werde es auch bleiben.“

In seinem CIG-Artikel beschrieb Jäger das „Erwachen zu unserem wahren Wesen“ als seine Vorstellung von Erlösung: „Was wir wirklich sind, beginnt nicht mit der Geburt und endet nicht mit dem Tod. Die vorpersonale Wirklichkeit entfaltet sich auf einem zeitlosen Hintergrund. Das Personale und Individuelle entsteht, wenn diese erste Wirklichkeit heraustritt und sich in die unzähligen Formen ergießt.“ Kurz nach seinem 95. Geburtstag ist Willigis Jäger gestorben. Beigesetzt wurde er auf dem Friedhof der Mönche in seinem Heimatkloster Münsterschwarzach.

Ein Leben für den jüdisch- christlichen Dialog

Die Theologie müsse besser „das befreiende Potential christlicher Werte“ deutlich machen. Das hatte Maria Neubrand zuletzt im Fragebogen des CIG erklärt (Nr. 44/2019). Jetzt ist die Neutestamentlerin und Ordensfrau im Alter von 64 Jahren gestorben. Noch im letzten Sommer war sie von Papst Franziskus zur Beraterin der vatikanischen Kommission für die Beziehungen zum Judentum ernannt worden.